



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Laienbriefe von der Internationalen Kunstausstellung. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aber in der wissenschaftlichen Anregung durch die Hinweise auf neuere Forschungen, bessere Darstellungsmethoden u. s. w. Nur in einem Punkte war leider kein Fortschritt zu bemerken, in dem der Umbau einer deutschen geographischen Gesellschaft; hier muß ein erneutes Vorgehen auf dem nächsten Geographentage, welcher 1883 in Frankfurt am Main stattfinden soll, erwartet werden. Es ist dies umsomehr zu bedauern, als ein jährlicher Geographentag ohne die Grundlage einer geographischen Gesellschaft sehr bald das erforderliche allgemeine Interesse verlieren und nur noch für die Fachleute tagen wird. Die geographischen Ergebnisse der Forschungen und Reisen sind nicht in jedem Jahre so bedeutend, daß sie für sich allein ausreichen könnten, das Interesse wach zu erhalten. Sollen Geographentage ohne Gesellschaft bestehen, so wird es sich bald als notwendig herausstellen, die ersteren seltener, etwa aller zwei Jahre zu veranstalten, um genügendes Material zum Vortrag und für die Ausstellung zu haben; es wurde dies schon jetzt in Halle ausgesprochen.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil der Geographentage liegt in dem gegenseitigen persönlichen Verkehr der Teilnehmenden, der nur durch öftere freie Zusammenkünfte noch mehr hätte befördert werden sollen. Die kühle Natur des Norddeutschen machte sich zu sehr geltend; Bekannte kamen zwar bald in regen Verkehr, Alleinstehenden wurde dagegen der Anschluß an andre schwer. Dazu kam, daß eine kleine Anzahl der Anwesenden am ersten Tage für sich allein eine Feier veranstaltet hatte; die übrigen dabei nicht berücksichtigten Teilnehmer fühlten sich als „Geographen zweiter und dritter Ordnung,“ und dies erregte hie und da Unzufriedenheit. Daß diese kleinen Unebenheiten bald nach Möglichkeit ausgeglichen wurden, ein lebhafterer Verkehr eintrat und alle Teilnehmer wohl mit angenehmen Erinnerungen von Halle geschieden sein werden, ist ein Verdienst des Hallischen Vereins für Erdkunde, insbesondere seines unermüdblichen, nach allen Seiten hin freundlichen und gefälligen Vorsitzenden, des Professor Kirchhoff, dem deshalb auch allgemein der wohlverdiente Dank gezollt wurde.



Laienbriefe von der Internationalen Kunstausstellung.

2.



as die österreichischen Beschicker der Ausstellung vermissen lassen, finden wir reichlich bei den Deutschen: offenes Auge für die Welt und geistvolle Wahl des Stoffes. Die Sittenbilder der berühmten Meister und ihrer weniger bekannten Nachfolger machen in Wien denselben erquickenden Eindruck wie vor vier Jahren in Paris. Aber beherrscht wird der deutsche Saal von Lenbachs Bismarck. Das Por-
Grenzboten II. 1882.

trät selbst, sowie des Malers Vorzüge und Schwächen, sind hinlänglich bekannt. Seine Verachtung der Hände scheint unüberwindlich zu sein, aber wir denken, bei solchen Köpfen könne man schon über die Hände hinwegsehen, wörtlich und bildlich. Seinem Bismarck ist es außerdem zu Statten gekommen, daß vor nicht langer Zeit das Werner'sche Kongressbild in Wien war. Sagten damals die Wiener: ein pensionirter Major wüßte seinen Gästen eine gesegnete Mahlzeit, so rühmen sie jetzt um so einmütiger, was ein Künstler von Geist aus derselben Figur gemacht habe. Fast ebenso großer Günst erfreut sich F. A. Kaulbach's Lautenschlägerin, ein in der That außerordentlich feines Bild.

Zu bedauern, wenn auch zu begreifen, ist, daß die Nationalgalerie in Berlin nicht Menzel's Schmiede selbst, sondern nur eine Studie zu derselben eingesandt hat, denn gerade den Wienern würde der Anblick jenes Bildes besonders gut gethan haben. Doch macht auch die meisterhafte Behandlung der Abreise des Kaisers zur Armee (1870) allgemein einen überwältigenden Eindruck. Vielleicht erklärt es sich aus den Vorwürfen, welchen Menzel so lange Zeit beinahe ausschließlich sein Talent gewidmet hat, daß er außerhalb Preußens so wenig gekannt, geschweige nach Verdienst gewürdigt ist. Nun aber bewundert man die von aller Prätention und allem falschen Pathos freie Darstellung des historischen Moments, das weise und scheinbar so ungezwungene Arrangement, die malerische Beherrschung des Kostüms im weitesten Sinne. Übrigens läßt sich nicht leugnen, daß er auch in Deutschland ziemlich allein steht. Niemand hat so oft wie er die Trachten des vorigen Jahrhunderts gezeichnet, aber immer sind es auch Menschen jener Zeit, welche die Kleider tragen. Bei vielen andern erblicken wir stets das heutige Geschlecht in der Garderobe früherer Jahrhunderte, und die sich an die Schilderung gegenwärtiger Sitten machen, nehmen ihre Zuflucht noch fast regelmäßig in Gebirgsgegenden oder an den Meeresstrand oder in den Orient, welcher das Albanergebirge und Capri glücklich verdrängt hat. Als ob es in unsrer Gesellschaft keine Tragik und Komik, keinen Kummer und behaglichen Lebensgenuß gäbe! Es fehlt wohl keiner von den hervorragenden Bauern-, Jäger-, Mönchs- u. s. w. Malern. Die Enge des gewählten Gebietes bringt es mit sich, daß sie einander häufig begegnen. So haben Gautier, Knaus und Defregger diesmal den Tanzboden als Schauplatz. Wie schon wiederholt, z. B. bei dem Thema des Leichenzuges, zeigt sich Gautier als der feinere Beobachter und größere Poet, während Defreggers heiteres Bild die Besorgnis einflößt, er werde sich selbst abschreiben, wie sein literarischer Kompagnon Rosegger, und Knaus brutal geworden ist. Der erste stellt eine Tanzpause dar, der jugendliche Held des Dorfes schreitet mit einem Labetrunk an der langen Reihe schmucker Schwarzwälderinnen hin, die sich auf die verschiedenste Manier anstellen, als sei ihnen höchst gleichgiltig, welcher von ihnen die Auszeichnung zu Theil werden solle; bei dem zweiten sehen wir den Beginn des Festes und bei dem dritten die solenne Prügelei zum würdigen Schlusse. Auch der Freund echten Humors geht nicht leer aus. Obenan steht ein Wettstreit der Pffiffigkeit, köstlich von Eduard Harburger dargestellt: zwei jüdische Weinhändler kosten das Gewächs eines Bauern, das offenbar sehr preiswürdig ist, denn die Händler schmunzeln unwillkürlich, wollen es aber nicht merken lassen, und der Bauer schneidet ein so treuherzig gleichgiltiges Gesicht, als ob er wirklich nichts merke. In der Art zu erzählen ist etwas, was uns trotz der Verschiedenheit der Lokalität an die besten Sachen Rudolf Jordans erinnert. Auf anderem Gebiete hat Mathias Schmid eine ergötzliche Szene aufgelesen, die Toilette

eines geistlichen Herrn, bei welcher ihm eine — Verwandte natürlich — hilfsreiche Hand leistet. Zeremonieller geht es bei Pauwels in Dresden zu, der einen armen Sünder von jungen Geistlichen eine eindringliche Strafpredigt von seinem hohen Vorgesetzten empfangen läßt; wir fürchten, der unglückliche neige sich keizerischen Ansichten zu, denn die Sache wird gewaltig ernst genommen. Wirklicher, ergreifender Ernst waltet in der Beichtszene von dem leider so früh verstorbenen G. A. Kuntz, der gleich bei seinem ersten Auftreten Vorliebe für düstere Novellenstoffe verriet. Die Szenerie ist italienisch, aber nicht bloß die Szenerie, der Süden mit seiner leidenschaftlich empfindenden und leidenschaftlich handelnden Menschennatur steht leibhaft vor uns. Das nennt man nun ein Genrebild! Hätte der Maler dem von seiner Gewissensangst derart gefolterten Verbrecher irgendeinen historischen Namen beigelegt, so wäre es „große Kunst!“ Leider können wir im Kataloge den Dresdener Künstler nicht wiederfinden, welcher eine Frau aus dem Volk in inbrünstigem Gebete vorführt: ein kleines, anspruchsloses Bild, das uns aber viel bedeutender scheint als die vielbesprochene Kirchenzene von Leibl. Die Frau ist in bitterster Sorge um einen Lieben, Mann oder Sohn, den sie auf dem Meere oder im Kriege weiß, und der so lange nichts von sich hören ließ; die drei Kirchengängerinnen Leibls sitzen gewohnheitsmäßig ihre Andachtszeit ab, sie bewegt nichts — wie sollen sie uns bewegen? Als meisterhafter Erzähler erweist sich auch Hugo Kauffmann wieder bei einem oft behandelten Stoffe: Wildddiebe und Jäger. Einstmals erblickte man in dem Wildddiebe nur den Verteidiger seines Ackers gegen Hirsch und Sau und legte in Wort und Bild Verwahrung ein gegen die Grausamkeit des Gesetzes und der Vollstrecker desselben. Heutzutage faßt man das Verhältnis etwas fühlender und realistischer auf. Das Wildern ist eben eine noble Passion und richtet unter den Landleuten mehr Schaden an als unter dem Wildstande. In Romanen ist der Wildschütz gewöhnlich ein edler junger Mann, der nur einem romantischen Thatendrange nicht widerstehen kann; im Leben pflegt er ein Tagedieb zu sein und immer nur ein Haar breit vom Mörder entfernt. Kauffmann nimmt die Sache weder sentimental noch tragisch. Die Burche haben gute Jagdbeute gemacht, und nun geht es in der Semnhütte lustig her; aber die Spur hat sie verraten, der Schweiß die Jäger zu dem Schlupfwinkel geführt, von Gegenwehr kann keine Rede sein, wiewohl der eine nicht übel Lust dazu hätte. Blutig wird der Handel nicht ausgehen, aber die geliebten Büchsen sind verloren, und anstatt eines Gelags erwartet die Kumpane die Einsamkeit in vergitterter Zelle. Wir gestehen offen, an dergleichen einfachen, lebenswahren und gut vorgetragenen Geschichten viel mehr Freude zu haben als an den Kostümbildern, mögen sie nun ein welthistorisches Ereignis oder eine Anekdote zum Gegenstande haben.

Und dieselbe Ansicht müssen wir auch der französischen Malerei gegenüber aussprechen, mit der Erweiterung, daß eine Altfigur für uns Altfigur bleibt, welcher mythologische Name ihr auch angeheftet sein mag. Die dritte der offiziell (durch Aushängen ihrer Nationalfahnen) anerkannten Kunstgroßmächte stellt sich nämlich in Wien wenig anders dar als auf der letzten Weltausstellung; und wenn wir bedenken, daß der geringere Raum diesmal eine strengere Sichtung geboten hat, so ist der Schluß erlaubt, daß sich eigentlich in den vier Jahren nichts geändert habe, weder zum Schlimmen noch zum Bessern. Daß die französischen Maler vor allen Dingen malen können, daß dortzulande nicht nur von Staatswegen viel für die Pflege der Kunst geschieht, sondern auch die

vornehme Welt und die breite wohlhabende Mittelschicht es als Ehren- oder Anstandssache ansehen, Bilder zu kaufen, daß außerdem Paris der größte Kunstmarkt der Welt ist: diese Thatsachen, Ergebnisse einer seit Jahrhunderten unter jeglichem Regime befolgten unsichtigen Politik, des natürlichen Reichthums des Landes und eines starken Nationalgefühls, werden uns jedesmal bei dem Betreten einer französischen Ausstellung in Erinnerung gebracht. Aber jede neue Begegnung bestätigt auch, daß die gegenwärtige nicht zu den großen Zeiten der französischen Kunst zu rechnen sein wird. Auf dem Marsfelde 1878 erdrückten die nackten Weiber und die Greuelszenen alles übrige. So ist das Verhältnis, wohl aus dem oben angeführten Grunde, diesmal nicht; allein die beiden Richtungen, eine so wenig Heil versprechend wie die andre, stechen trotzdem als diejenigen hervor, welche sichtlich den meisten Anhang unter der jüngeren Generation haben. Es müßte ja auch in hohem Grade auffallen, wenn die Schule Zolas sich einzig auf das literarische Feld beschränkte. Wie lang ist es doch her, daß Courbet für nicht salonfähig erklärt wurde? Der Realismus, welcher sich heute breitmacht, ist gewiß um nichts ästhetischer. Im Gegenteil. Wenn sogar ein Künstler wie Bonnat glaubt, uns an seinem Hiob nichts was Ekel erregen kann erlassen zu dürfen, ja den Stoff nur wegen dieser Seite ausgewählt zu haben scheint, so geht das doch über Courbet weit hinaus. Der ausgezeichnete Porträtmaler, als welchen wir ihn kennen, dokumentirt sich neuerdings mit dem Bildnisse des Präsidenten der Republik, aber schon sein Cogniet ist in der auf die Spitze getriebenen Charakteristik mehr frappirend als fesselnd. Bei den Herren, welche direkt auf das Widerwärtige ausgehen, und bei den andern, welche auf den Sinnenreiz spekuliren, wollen wir uns nicht aufhalten. Den ersteren verwandt aber doch noch verschämt sind die Historienmaler, welche die Zeit der Merowinger als eine unendliche Quelle schauerhafter Begebenheiten wieder entdeckt haben, während eine vierte Gruppe, deren Angehörige nicht selten an Ary Scheffer erinnern, in der Göttlichen Komödie umherstöbert. Es scheint so, als habe Gustav Doré, dem nichts heilig ist, mit seinen unverantwortlichen Illustrationen zu Dante diesen bei den Künstlern in Mode gebracht. Von den Reminiszenzen an den letzten Krieg reicht nichts an die Bilder Neuvilles heran. Hingegen hat François Flameng mit fester Hand in die Geschichte der Revolution gegriffen und aus der Verkündigung des Urteils der Girondisten ein lebendiges, interessantes Stück gemacht, das interessant bleiben würde, wenn es auch nicht reizte, in den Männern, welche ihre Empfindungen bei Empfang der nicht unerwarteten Botschaft in so mannichfaltiger Art äußern, die berühmten Personen aufzuspüren. Ein vorzügliches Bild der Behandlung moderner Stoffe liefert Beraud. Sein Gemälde wird dereinst ebenso anziehend wirken wie auf uns die Gesellschaftsszenen der Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts, weil es einen Empfangsabend heutigen Stils mit voller Treue schildert mit den Typen, Manieren u. s. w., die jetzt gäng und gäbe sind, und zugleich den Beschauer anregt, den Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppen und Gestalten nachzugehen. Auch Beraud ist Realist, aber mehr im Geschmacke Daudets. Bouguereaus tröstende Mutter Gottes verdient vor allem wegen des Bemühens, die religiöse Kunst dem Zeitbewußtsein näher zu bringen, volle Anerkennung, und Baudry hat die Aufgabe einer Allegorie der Gerechtigkeit mit ungleich größerem Glücke gelöst, als wir in der Gegenwart bei solchen Vorwürfen gewohnt sind.

Das Verhältnis Belgiens zu Frankreich bleibt das uralte. Die Künstler

beider Nationen geben und empfangen gegenseitig seit Jahrhunderten. Bei dem geringen historischen Sinne der Franzosen ist es natürlich, daß sie Belgien einfach als eine Kolonie betrachten, weil Flamänder und Wallonen gern nach Paris wallfahrten, wo man nicht inne wird, daß die Lernbegierigen zugleich Lehrer werden. Was diese mit nach Hause bringen, ist sozusagen die künstlerische Umgangssprache, wie das Französische Staatsprache der Belgier geworden ist, ohne daß sie dadurch Franzosen geworden wären. Und so sehr viele von ihnen sich bemühen, das fremde Idiom recht rein zu sprechen, ihren heimischen Accent behalten sie doch immer. Es steckt viel gesunde Natur in den belgischen Malern, und die Antwerpener Schule hat von ihren Kredit noch nichts eingebüßt. In die allgemeine Begeisterung für das Kolossalbild Gallaits können wir jedoch nicht einstimmen. Die Pest verheert Tournay, eine Prozession mit einem wunderthätigen Marienbilde soll ihr Einhalt gebieten. Diese Szene ist mit viel Verstand und großer Technik, aber mit wenig Phantasie geschildert, und denken wir dabei an die berühmten Todesbilder aus der Zeit des Übergangs aus dem Mittelalter in die Renaissance, so will uns Gallaits Gemälde trotz alles Aufwandes der Mache ziemlich leer erscheinen. Vor allem erzählt der Meister nicht gut. Die Prozession schreitet aus dem Bilde heraus, wohin, das wird weder aus der Architektur noch aus der Disposition der breithaften, jammernden Menge und der Leichen, über welche sich bereits die Hunde hermachen, klar. Dann hätte dem Künstler doch wohl ein größerer Reichtum an Motiven zuströmen sollen, während ihm die Erfindung gegenüber dem Zwange, einen weiten Raum auszufüllen, bald im Stiche gelassen hat. Daß das Bild im einzelnen viel Schönes enthält und in seiner koloristischen Gesamtwirkung ein Gegenstand des Studiums für Maler ist, versteht sich so ziemlich von selbst. Die Künstlerwelt staunt auch die übermütige Virtuosität in den Bildern von Alfred Stevens an. Ohne Zweifel werden die nächsten Ausstellungen manchen Kunstjünger zu verzeichnen haben, der Stevens das Häuspern abguckt hat und auf dem Seil tanzen will, weil ihm das Gehen zu sauer wird. Verhaas läßt die weibliche Schuljugend Brüssels bei der Feier der silbernen Hochzeit des Königs in breiter Front aufmarschiren; man kann sich kein lustigeres und lieblicheres Zeremonienbild denken. Solid gedachte und gemachte Gesichtsbilder haben van der Ouderaa, Geets, Hennebicq, Carpentier u. a. beige-steuert; in Willems dem Jüngern, Dyens, Col u. lebt die altniederländische, im Grunde germanische, Liebe für die Darstellung der kleinen und schlichten Welt fort, und auch an trefflichen Bildnissen fehlt es nicht.

